

„Vertikales Schisma“ (Eugen Biser).

Die Kirche als Volk Gottes und das Verhältnis von Klerus und Laien.

Veranstaltungsreihe der Eugen-Biser-Stiftung „Kirche – Idee und Wirklichkeit“

München 29.2.2012

Paul M. Zulehner

Inhalt

Schisma.....	2
1 Wie das vertikale Schisma entstand	3
Der Weg zur Priesterkirche.....	5
Laien als Feinde des Klerus.....	7
Erstes Vatikanum.....	8
2 Sanierung des Risses durch das Zweite Vatikanum.....	8
Wahrhafte Gleichheit an Würde und Berufung.....	9
Zur Kultur dieses Ideals.....	9
3 Der weite Weg zur wahren Gleichheit an Würde und Berufung aller.....	11
Sekundärer Abwehrklerikalismus.....	12
Beratungskultur.....	13
Kluft zwischen Gemeinden und Ortskirchenleitung.....	14
Die zwei großen Themenkreise sind:	15
Bruch zwischen Kirche und moderner Welt.....	17
Kluft zwischen Männern und Frauen.....	19
Kluft zwischen dem Heil der Getauften und dem Unheil der Übrigen.....	22
Zusammenfassung.....	24

Schisma

Es war im Jahre 1989. Ein Jahr des Umbruchs in Europa. Zugleich aber ein Jahr, in dem die Beendigung der Ära von Kardinal Franz König durch Bischofsernennungen weiter vorangetrieben wurde. Der konservative Dorfpfarrer Georg Eder wurde Erzbischof von Salzburg. Eugen Biser kommentierte diese Entwicklung damals im Spiegel. Am 30.1.1989 war dort zu lesen:

„Der strenggläubige Münchner Religionsphilosoph Eugen Biser sieht in seiner Kirche ein ‚vertikales Schisma‘ zwischen Gläubigen und Kirchenleitung heraufziehen, eine ‚innere Emigration‘, was ein Kennzeichen totalitärer Systeme sei.“

Zumeist wird das Wort Schisma für die Abspaltung von der Kirche verwendet. So das große Schisma zwischen der Christenheit Konstantinopels und Roms im Jahre 1054. Jetzt aber handle es sich um keine Abspaltung eines Teils der Kirche, so Eugen Biser. Vielmehr gebe es einen Riss innerhalb der Kirche – und zwar zwischen dem Kirchenvolk und der Kirchleitung, zwischen dem Klerus und den Laien. Vertikal sei dieses Schisma, weil der Riss „von oben nach unten“ verlaufe, zwischen einer Kirche (von) oben und einer Kirche (von) unten.

Helmut Krätzl, Wiener Weihbischof, Konzilsstenograph und engagierter Verfechter der seiner Meinung nach auf der Strecke bleibenden Konzilsreformen, spricht in seinem letzten Buch¹ ausführlich von einem „horizontalen Schisma“. Er meint aber damit dasselbe wie Eugen Biser. Das Kirchenvolk und die Leitung, aber auch Rom und die Ortskirchen lebten in einer großen Spannung, die einer faktischen inneren Spaltung gleichkomme. Horizontal: Jetzt schaut Krätzl nicht auf das Oben und das Unten, sondern auf die Trennlinie zwischen beiden.

¹ Krätzl, Helmut: Mein Leben für eine Kirche die den Menschen dient, Innsbruck 2011, 172ff.

Mit anderen, wie dem französischen Theologen Paul Audet (1970)² oder auch dem Theologen und langjährigen Pfarrer in der Wiener Basisgemeinde Machstraße Paul Weß³ rede ich in meiner vierbändigen Pastoraltheologie⁴ von einem „pastoralen Grundschisma“.

Trotz der unterschiedlichen Terminologie sind wir uns alle in dem einen Punkt einig: Ein Riss geht derzeit durch die katholische Kirche. Und das zumindest in den modernen Kulturen des nordatlantischen Bereichs. Kirchenvolk und Kirchenleitung, Klerus und Laien stehen zunehmend in Spannung zueinander..

- Ich versuche in einem skizzenhaften pastoralhistorischen Überblick zunächst zu erläutern, wie es zu diesem prekären Riss gekommen ist.
- Sodann soll der Versuch des Zweiten Vatikanischen Konzils gewürdigt werden, diesen Riss zu heilen.
- Um schließlich darzulegen, dass dieses Anliegen des Konzils bislang nur ansatzhaft gelungen ist und es noch ein langer Weg sein wird, bis er gänzlich geheilt ist.

3

1 Wie das vertikale Schisma entstand

Wenn wir von „der Kirche“ reden, kann durch eine solche einfache Redeweise leicht übersehen werden, dass es diese von allem Anfang an in sehr unterschiedlichen Gestalten gibt. Die Kirche der

² Audet, Jean Paul: Priester und Laie in der christlichen Gemeinde. Der Weg in die gegenseitige Entfremdung, in: Der priesterliche Dienst I: Ursprung und Frühgeschichte, Qd 46, Freiburg 1970, 115-175.)

³ Weß, Paul: Ihr alle seid Geschwister. Priester und Gemeinde, Mainz 1983.

⁴ Zulehner, Paul M.: (Gemeindepastoral. Kirche ereignet sich in Gemeinden, erschöpft sich aber nicht in diesen, Düsseldorf 1989.

Matthäusgemeinde ist anders gefärbt als jene der paulinischen Gemeinden. Die Akzente werden je nach Kontext unterschiedlich gesetzt.

- Im Markusevangelium steht die Gemeinschaft derer, die Jesus nachfolgen, im Mittelpunkt.
- Nach Matthäus ist es Berufung der Kirche, wahres Israel zu sein. Sie ist eine geschwisterliche Gemeinschaft, die bei Matthäus eine deutlich antihierarchische Spitze hat.
- Auch Lukas verbindet mit der Kirche zunächst die vielfältigen Geistbegabungen, die auf diese oder jene Weise allen zukommen. In dieser Gemeinschaft haben aber allen voran die „Zwölf Apostel“ unbedingte Autorität. Die Zwölf sind bei Lukas mit den Aposteln identisch, sie waren die ganze Zeit dabei, „als der Herr Jesus bei uns ein- und ausging, angefangen von der Taufe des Johannes“ (Apg 1,21f). Das Amt bindet also die Gemeinden an ihren Ursprung: Jesus, sein Schicksal als Mensch und seine Verkündigung zurück. Die Autorität der Apostel sichert gleichsam die Spurtreue der Gemeinden.
- Bei Johannes lebt die Kirche von der innigen Einheit mit Christus, die sich in der liebevollen Einheit der Kirche zeigt. Einheit ist geradezu das Erkennungszeichen für die Gemeinschaft mit Jesus.

4

Für die Entwicklung der Kirchengestalt waren die paulinischen Gemeinden von großer Bedeutung. Grundzüge der Kirche sind nach Paulus die Kirche als Gemeinschaft, als Volk Gottes, als Leib Christi, als Tempel des Heiligen Geistes. Sie hat bei ihm eine charismatische Gestalt, kennt aber auch erste Amtsstrukturen. Schon im ersten Thessalonicherbrief, dem ältesten Text des Neuen Testaments überhaupt, schreibt Paulus von denen, „die sich solche Mühe geben, euch im Namen des Herrn zu leiten und zum Rechten anzuhalten“ (1 Thess 5,12f).

Einige Positionen ziehen sich aber wie ein roter Faden durch: Es ist Gott selbst, der sein Volk aufbaut, indem er ihr Menschen „hinzufügt“. Diese Menschen stattet er aus: durch eine unvertretbare Berufung und durch Geistgeschenkte Begabungen, die dem kirchlichen Gemeinwohl, also allen nützen (1 Kor 12,7). So gesehen gibt es in der Kirche keinen Unberufenen und keine Unbegabten. Jede und jeder im Gottesvolk ist unverzichtbar und trägt die Kirche unvertretbar mit. In dieser

Gemeinschaft der Berufenen und Begabten gibt es die besondere Berufung zum Amt. Ein solches kann aber nur haben, wer zum laós gehört, also getauft ist. Die Amtsträger sind so etwas wie die „Nabelschnur“ zum Ursprung und halten die verschiedenen Gemeinden in der einen Kirche zusammen. Jene, die ein Amt haben, stehen aber nicht über den anderen, sondern sind ein Dienst an der verlässlichen Tradition und an der in Jesus gründenden Einheit. Die vielen Begabungen und die amtliche Leitung stehen zueinander in einem schöpferisch-dienenden Verhältnis. Eine Passage aus dem 1 Korintherbrief mag das illustrieren:

„So hat Gott in der Kirche die einen als Apostel eingesetzt, die andern als Propheten, die dritten als Lehrer; ferner verlieh er die Kraft, Wunder zu tun, sodann die Gaben, Krankheiten zu heilen, zu helfen, zu leiten, endlich die verschiedenen Arten von Zungenrede.“ (1 Kor 12,28)

Der Weg zur Priesterkirche

Dieses schöpferische Miteinander im Volk Gottes hat, so Joseph Ratzinger in seinem wichtigen kleinen Buch über die christliche Brüderlichkeit, bis um 350 gewährt.⁵ Von da an wandelte sich die Gestalt der Kirche vom Volk Gottes in eine Art Priesterkirche.⁶ Das ging schrittweise vor sich:

Zunächst musste sich die Kirche im Zuge der Begegnung mit der hellenistischen Kultur gegen Häresien wehren. In diesen Auseinandersetzungen, die oftmals heftig verliefen (der Kirchenlehrer Athanasius wurde beispielsweise wiederholt verbannt), wurde das Amt als Anwalt der unverfälschten Tradition aufgewertet. Es diente der Traditionssicherung durch Rückbindung der Kirche an die Apostel.

⁵ Benedictus: Die christliche Brüderlichkeit, Neuauflage, München 2006.

⁶ Hoffmann, Paul (Hg.): Priesterkirche, Düsseldorf 1989.

Zugleich wurde die Amtsgestalt sowie die praktische Amtsausübung durch die neue Position der Kirche im Römischen Reich seit der Konstantinischen Wende überformt. Eine Art Anpassung an die Machtspielregeln der Römischen Kultur brachte eine Art „Einweltlichung“ der Kirche mit sich. Auswirkungen hatte im Zuge des Umbaus aus einer verfolgten Kirche eine Staatskirche das rasche Wachstum. Die massenhaften Taufen führten dazu, dass die Kirchenmitglieder oft nur das glaubten, was die Kirche glaubt, ohne dies im Einzelnen näher zu kennen und angenommen zu haben. Das ist bis heute in allen christlichen Großkirchen der Fall, dass es beispielsweise viele Katholiken, aber unter diesen vielleicht nur wenige Christen gibt.

Der Kirchenbeobachter Salvian von Marseille (400-480) hat die Glaubenslage der politisch ermöglichten Großkirche so beschrieben:

„Verschwunden und längst vorbei ist jene herrliche, alles überragende, beseligende Kraft der Frühzeit deines Volkes, da alle, die sich zu Christus bekannten, den vergänglichen Besitz an irdischem Vermögen verwandelten in die ewigen Werke himmlischer Güter... Und jetzt? Jetzt ist auf all dies gefolgt Habsucht, Begehrlichkeit, Raubgier und - in enger Bundesgenossenschaft und beinahe leiblicher Schwesterschaft mit ihnen vereint - Neid und Hass und Grausamkeit, Verschwendung und Schamlosigkeit und Verworfenheit ... Je stärker sich deine Anhänger mehrten, desto mehr wuchsen auch die Laster; je mehr deine Macht zunahm, desto mehr nahm die Zucht ab, und deine wirtschaftliche Blüte kam in Begleitung innerer Verluste. Denn als sich die Masse der Gläubigen vervielfachte, ward der Glaube selbst verringert und mit dem Wachstum ihrer Kinder wird die Mutter krank; und so bist du, o Kirche, durch deine gesteigerte Fruchtbarkeit schwächer geworden, bist durch die Mehrung zurückgesunken und hast an Kräften abgenommen. Gewiss: du hast über die ganze Welt hin die Glieder ausgesandt, die zwar dem Namen nach den Glauben haben, aber keine Glaubenskraft; und so bist du, Kirche, durch deine gesteigerte Fruchtbarkeit schwächer geworden, bist durch die Mehrung zurückgesunken und hast an Kräften abgenommen. Gewiss: Du hast über die ganze Welt hin die Glieder ausgesandt, die zwar dem Namen nach

*den Glauben haben, aber keine Glaubenskraft, und so begnust du reich zu werden an Scharen, aber arm an Glauben; du wurdest weiter dem Leibe nach, aber verkümmertest an Geist.*⁷

Es ist verständlich, dass in einer solchen Zeit der Massenkirche jene, die in der Kirche ein Amt hatten, eine besondere Gruppe darstellten. Sie ragten nicht nur wegen der zugewiesenen amtlichen Autorität heraus, sondern auch auf Grund ihrer Glaubensbildung. Aus dem Amt im Volk wurde so das Amt für das Volk. Aus einer geschwisterlichen Gemeinschaft, in der sich alle um das Wohl und Wehe der Kirche sorgten, wurde eine Kirche, in der wenige die Vielen versorgten und betreuten. Aus der charismatischen „Volk-Gottes“-Kirchengestalt wird zunehmend eine klerikale Priesterkirche. In dieser wurden einzelne Christen auf Grund von Können und Vollmacht herausgehoben und mit den Ehren eines eigenen Standes mit Vorzügen und besonderer Würde versehen. Da konnte leicht aus der Ordination der einen die Subordination der anderen werden.

Laien als Feinde des Klerus

Das Verhältnis von Klerus und Laien war zwar polar, aber durchaus friedlich. Das änderte sich um die Jahrtausendwende dramatisch.⁸ Die heftigen und manchmal auch demütigenden Konflikte zwischen Papst und Kaiser – man denke an den Canossengang Kaiser Heinrichs IV. zu Papst Gregor VII. im Jahre 1076 – führten zu einer Lage, die Bonifaz VIII. 1276 in seiner Bulle „Clericis laicos“ so umriss: „Dass die Laien den Klerikern bitter feind sind, überliefert das Altertum, und auch die Erfahrungen der Gegenwart geben es deutlich zu erkennen“. Die Einheit von Gottes laós war einer Zwei-Klassen-Gesellschaft gewichen. Und dieser Zustand währte lange. Das Amt wurde so zentral für die Kirche,

7

⁷ Salvian von Marseille: Des Timotheus vier Bücher an die Kirche, in: Texte zur Theologie, Bd. Ekklesiologie I, hg. v. Peter Neuner, Nr. 65.

⁸ Neuner, Peter: Der Laie und das Gottesvolk, Leipzig 1990.

dass sich das theologische Unwort „Amtskirche“ entwickeln konnte. Denn das Amt allein für sich ist noch nicht Kirche.

Erstes Vatikanum

Ein besonders eindrucksvoller Text für diese Priesterkirche für das Volk stammt aus dem Ersten Vatikanischen Konzil (1869/70). Dort gab es einen Entwurf einer Konstitution über die Kirche Jesu Christi. Wegen der politisch bedingten Vertagung des Konzils wurde dieser Entwurf nicht verabschiedet. Doch ist der Text voll von der drastischen Trennung von Priestern und Laien bestimmt, was die Kirche zu einer Gesellschaft von Ungleichen macht:

„10. Kapitel: Die kirchliche Vollmacht

Die Kirche Christi ist jedoch nicht eine Gemeinschaft von Gleichgestellten, in der alle Gläubigen dieselben Rechte besäßen. Sie ist eine Gesellschaft von Ungleichen, und das nicht nur, weil unter den Gläubigen die einen Kleriker und die anderen Laien sind, sondern vor allem deshalb, weil es in der Kirche eine von Gott verliehene Vollmacht gibt, die den einen zum Heiligen, Lehren und Leiten gegeben ist, den anderen nicht...“⁹

8

2

Sanierung des Risses durch das Zweite Vatikanum

Das Zweite Vatikanische Konzil versuchte in seiner Dogmatischen Konstitution über die Kirche, den ererbten Riss, das überkommene vertikal/horizontale Schisma zu heilen. Es vertiefte unter Rückgriff auf die biblisch verbürgte Tradition und vor allem auf die Kirchenväter das Bild von der Kirche aus

⁹ Neuner, Josef; Roos, Heinrich: Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung, Regensburg 1938, ¹²1971, 263 (Nr. 394).

den Ursprüngen her. Dies geschah auf dem Hintergrund der Abgrenzung der katholischen Kirche zur modernen Welt und mit einem wohlwollenden Blick auf diese. –.

Wahrhafte Gleichheit an Würde und Berufung

Das vertikale Grundscheisma wurde grundsätzlich überwunden. Vor allen bleibenden Unterschieden zwischen den Christgläubigen und den Ordinierten unter ihnen wurde zunächst die Gemeinsamkeit aller an Würde und Berufung herausgekehrt. Hier ein Schlüsseltext aus *Lumen gentium*:

„Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi.“ (Lumen gentium 32)

Diese Vertiefung schlug sich im 1983 veröffentlichten Kirchenrecht nieder. Den Canones über Ämt und Laien wurde ein Kapitel über das Volk Gottes vorausgestellt. In dessen ersten Canon 208 heißt es, dass auf Grund der Wiedergeburt in Jesus Christus unter allen „...vera viget aequitas quoad dignitatem et actionem“. *Lumen gentium* beruft sich bei dieser Aussage auf Gal 3,28:

„Eines ist also das auserwählte Volk Gottes: ‚Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe‘ (Eph 4, 5); gemeinsam die Würde der Glieder aus ihrer Wiedergeburt in Christus, gemeinsam die Gnade der Kindschaft, gemeinsam die Berufung zur Vollkommenheit, eines ist das Heil, eine die Hoffnung und ungeteilt die Liebe. Es ist also in Christus und in der Kirche keine Ungleichheit aufgrund von Rasse und Volkszugehörigkeit, sozialer Stellung oder Geschlecht; denn, es gilt nicht mehr Jude und Grieche, nicht Sklave und Freier, nicht Mann und Frau; denn alle seid ihr einer in Christus Jesus‘ (Gal 3, 28 griech.; vgl. Kol 3, 11). (LG 32)

Zur Kultur dieses Ideals

Die Pastoraltheologie begann daraufhin zu fragen, wie eine Kultur der wahrhaften Gleichheit an Würde und Berufung, also eine Kultur der *Koinonia*, aussehen könnte. Stichworte sind:

- Es gibt eine tiefe Verbundenheit aller im Volk Gottes. Denn durch die Taufe sind die in die Kirche Eingefügten Kinder Gottes, also gottverwandt (Joh 1,14), was sie untereinander zu Schwestern und Brüdern macht. Ohne Väter, so Mt 23,8. Diese Verbundenheit wird in wahrer Gleichheit aller gelebt, ohne Prälaten, Eminenzen und Hochwürden. Alle sind an Würde gleich.
- Aus dieser Verbundenheit ergibt sich eine hohe Verbindlichkeit. Ein praktisches Beispiel: In der Pfarrei Schwechat am Wiener Flughafen gibt es mehrere Personalgemeinden. Dort gilt die Regel: Wer zur Gemeinde gehört, ist am Gründonnerstag vor Beginn der Osterliturgie aus dem Osterurlaub zurück. Die Mitglieder sind verbindlich verantwortlich dafür, dass die Gemeinde Gottesdienst feiern kann. Das ist weit mehr als eine formale Sonntagspflicht. Vor allem zeigt es, dass so wie das Wort Amtskirche ein theologisches Unwort ist, auch der Begriff „Kirchenbesucher“ zu solchen untauglichen und verwerflichen theologischen Wörtern zählt.
- Zur Kultur der *Koinonia* gehört auch eine gesicherte Beteiligung, also ein angemessenes Maß an Partizipation. Das Kirchenrecht sieht dies im can. 119 3 des CIC/1983 modifiziert vor. Dieser lautet: „Quod autem omnes uti singulos tangit, ab omnibus approbari debet.“ Was alle als Einzelne angeht, muss von allen angenommen werden. Ob das auch für „*Humanae vitae*“ gilt? Oder die pastoralen Regeln rund um Scheidung und Wiederheirat?
- Wird gleiche Würde und Partizipation ernst genommen, prägt dies auch den Amtsstil. Die praktisch-theologische Frage lautet nicht, ob es Ämter gibt. : Die Spurtreue zum Evangelium zu sichern und den Zusammenhalt zwischen den Gemeinden in der Ortskirche zu stärken ist unverzichtbare Aufgabe des Amtes. Auch kommt keine Gemeinschaft ohne eine gute Leitung aus, da diese eine notwendige Dienstleistung an der Lebendigkeit der Gemeinschaft darstellt. Ein klerikal-autoritärer Amtsstil steht dazu im Widerspruch. Zudem ist dem kirchlichen Amt eigen, die Kirche vor dem Irrtum zu schützen, sie könne sich selbst erfinden. Das Amt signalisiert, dass es Gottes Volk ist und nicht ein Verein religiöser Bedürftiger.

- Nicht zuletzt benötigt die Kirche eine gepflegte Konfliktkultur. Es geht nicht an, jegliche Kritik von Haus aus als Illoyalität zu verwerfen. Das verbreitete Harmoniebedürfnis ist Zeichen von Stagnation und Reformunwilligkeit. Hätte es den Konflikt zwischen Petrus und Paulus in der Frage, ob man Jude werden muss, bevor man Christ werden kann, nicht gegeben, dann wäre die Kirche Jesu eine unbedeutende jüdische Sekte geblieben. Konflikte sind Zeichen der Lebendigkeit. Sie gut zu bearbeiten erfordert eine produktive Konfliktkultur, die hier nicht näher ausgeführt, die aber heute in guten Leitungskursen gelernt werden kann.

3

Der weite Weg zur wahren Gleichheit an Würde und Berufung aller

Das Konzil hat also das vertikale Schisma lehrend überwunden. Ein Ideal wurde formuliert. Und die Wirklichkeit? Eugen Biser hat das Wort vom „vertikalen Schisma“ 1989 eingesetzt. Das sind 24 Jahre nach dem Ende des Konzils.

Der Begriff nährt den Verdacht, dass die katholische Kirche vom gelehrten Ideal noch weit entfernt ist. Nach wie vor bestehen Ungleichheiten und damit „Spaltungen“. Damit wird nicht geleugnet, dass viele Gemeinden, Priester und Bischöfe sich dem Ideal des Konzils getreu verpflichtet fühlen und es nach Kräften auch zu realisieren versuchen. Aber es gibt auch das Andere. Das Überwunden-Geglaubte hält sich. Schärfer formuliert: es scheint sich neuerlich breit zu machen. Davon soll in einem dritten Teil meines Vortrags – wiederum nur skizzenhaft – die Rede sein.

Dabei scheint es nicht nur interne Schismen – Trennungen, Klüfte, Brüche zu geben, sondern viel gravierendere extern.

11

Sekundärer Abwehrklerikalismus

Ein erstes Phänomen. Ich bin auf dieses in der großen zentraleuropäischen Priesterumfrage¹⁰ gestoßen. Priester aus Deutschland, der Schweiz, Österreich, aber auch aus Polen und der Ukraine waren untersucht worden. Dabei stießen wir zumal bei jüngeren Priestern auf eine Haltung, die wir „sekundären Abwehrklerikalismus“ genannt haben. Er äußert sich in dem Versuch, die Ausweitung der Aufgaben von haupt- oder ehrenamtliche Laien, die vor dem Konzil bei Priestern angesiedelt waren, wieder zurückzunehmen. Solche Priester wollen keine Laien im Predigtendienst, in der Gemeindeleitung. Auch die Ehrenamtlichen sollten aus liturgischen Diensten wie Kommunionausteilen, wieder ausgeschlossen werden. Offenbar leiden solche sekundär-klerikale Priester unter einer starken Konkurrenz mit haupt- und ehrenamtlichen Laienseelsorgerinnen und –seelsorgern. Was sie fürchten, ist eine Ausdünnung ihrer Rolle als Priester.

Diese Haltung hat sich in den letzten zehn Jahren noch verstärkt und ausgeweitet. In den beiden Pfarrerrumfragen des ORF 2010 und 2011 zeigen die freilich zahlenmäßig ziemlich wenigen jüngeren eine Skepsis gegenüber dem Zweiten Vatikanischen Konzil und grenzen sich auch von der nach ihrer Einschätzung verdorbenen modernen Welt ab. Viele von ihnen vertreten die Ansicht, dass durch das Konzil nicht die Welt christlicher, sondern die Kirche verweltlichter geworden ist. Sie setzen wieder auf die Autorität der Priester, zeigen ihr Amt auch neuerlich in der Kleidung. Pfarrgemeinderäte schätzen sie nicht. Sie sind überdies sehr zufrieden, dass der Papst die Tridentinische Liturgie wieder einführt – und es stört sie gar nicht, wenn der Chef der Pius-Brüder zwar das Versöhnungsangebot ablehnt, aber immerhin Rom bescheinigt, in liturgischen administrativen Fragen ihre Forderungen inzwischen erfüllt zu haben.

12

¹⁰ Zulehner, Paul M: Priester im Modernisierungsstress. Forschungsbericht der Studie Priester 2000, Ostfildern 2001.

Wir haben versucht, diese neuartige Haltung zu verstehen. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Aufgabe und Rolle der Bischöfe aufgewertet. Zuvor war letztlich der Priester der Dreh- und Angelpunkt im kirchlichen Amt. Mit den Priestern hat sich das Konzil nicht wirklich ernsthaft befasst. Auch die nachfolgenden Bischofssynoden sind eine Neubestimmung des Priesteramtes unter den ekklesiologischen Bedingungen des Konzils schuldig geblieben. Die Priester erleben das. Starke Persönlichkeiten macht das vielleicht wenig aus. Sie schätzen, wenn Seelsorge nicht mehr allein auf ihren Schultern ruht. Aber es gibt auch die anderen. Sie leiden unter der faktischen Auszehrung des Priesteramtes, dem das (früher) Besondere, das Herausragende immer mehr abhandenkommt. Manche erleben, dass ihr Priesteramt im Vergleich zu gut qualifizierten nicht ordinierten Seelsorgerinnen und Seelsorgern im Vorsitz der Eucharistie und im Zölibat bestehe. Und das ist ihnen a la longue zu wenig. Also reagieren sie mit einer Reklerikalisierung ihres Verständnisses vom Priester.

Dieser Klerikalismus ist aber sekundär. Er ist nicht primär das Streben nach klerikaler Macht, sondern noch weit mehr nach einer sinnvollen Existenz als Priester. Unter dieser Entwicklung leiden freilich immer mehr Priester: Vor allem jene, die auf Grund des Mangels an verfügbaren Priestern miterleben, wie die pastoralen Räume entlang der sinkenden Priesterzahlen immer größer werden und sie vom Seelsorger zu pastoralen Großraummanagern mutieren.

Beratungskultur

Das Gegenstück zu diesem sekundären Abwehrklerikalismus ist die wachsende Frustration vieler Frauen und Männer in den Pfarrgemeinderäten. Viele investieren viel Zeit und Phantasie. Doch hat nur ein Teil von ihnen das Gefühl, dass sie die Entwicklung des pfarrlichen Lebens und Wirkens wirklich „entscheidend“ mitgestalten. Vor allem Männer springen ab: Aber auch die Frauen hören

auf, diese frustrierende Arbeit weiter zu machen. Nicht wenige haben das Gefühl, dass der Rat (wenn überhaupt) gehört wird, dass aber viele Kleriker dann das machen, was sie selbst wollen und für richtig erachten.¹¹

Die pastoralen Gremien auf allen Ebenen: in den Pfarrgemeinden, in der Diözese als Pastoral- und als Priesterrat; aber auch auf diözesaner und weltkirchlicher Ebene haben nur relativ wenig Bedeutung. Sie müssten mehr synodale Rechte bekommen, um für moderne Menschen attraktiv zu sein. Auch in dieser Hinsicht gibt es eine latente klerikale Machtstruktur.

Kluft zwischen Gemeinden und Ortskirchenleitung

In den Österreichischen Pfarrerstudien des ORF¹² ist ans Licht gekommen, dass sehr viele Pfarrer eine tiefe Kluft zwischen der Praxis in den Gemeinden und den Anweisungen durch die Kirchenleitung erleben. Das hat die österreichische Pfarrerinitiative dazu bewogen, einen „Aufruf zum Ungehorsam“ zu erlassen. Sie reagieren damit auf den über Jahre gewachsenen Frust von engagierten kirchlichen Reformkräften, angefangen von der Kölner Erklärung über das Memorandum hin zum Kirchenvolksbegehren und vielen anderen Resolutionen, die bislang keine Veränderung gebracht haben. Ihr Ziel ist es, der Kirche Glaubwürdigkeit zu verschaffen, indem sie das abweichende Handeln öffentlich machen. Sie erwarten von der Kirchenleitung, dass sie in den genannten Fragen insofern Reformen durchführen, als sie das, was die Gemeinden und Pfarrer schon längst tun, auch kirchenamtlich legitimieren. Eine neue Phase im Ringen um Kirchenreformen ist damit angebrochen. Der Wandel geht vom „verbal zu real“. Die Pfarrer haben es satt, Resolutionen zu verabschieden. Sie

¹¹ Zulehner, Paul M.: Der Reichtum der Kirche sind die Menschen, Ostfildern 2009. – Zulehner, Paul M./Hennersperger, Anna: Damit die Kirche nicht ratlos wird, Ostfildern 2009.

¹² Zulehner, Paul M.: Wie geht's Herr Pfarrer. Priester wollen Reformen, Ergebnisse einer kreuz&quer-Umfrage, Graz 2010. – Ders.: Aufruf zum Ungehorsam. Taten nicht Worte reformieren die Kirche, Ostfildern 2012.

verabschieden sich vielmehr von solchen. Damit wird die Kirchenleitung gehörig unter Druck gesetzt.

Es sind nicht viele Themen, um die es bei diesem neuartigen Reformvorstoß der Pfarrer geht. Die Pfarrer wollen keine andere Kirche, sondern eine, die näher ans Evangelium (und nicht – wie man ihnen vorwirft – an den Zeitgeist) heranreformiert wird.

Die zwei großen Themenkreise sind:

- Das eine Themenfeld ist die Pastoral im Umkreis von Scheidung und Wiederheirat. Dazu wurden in Österreich schon unter Kardinal Franz König Weichen gestellt. Nach der Bischofssynode über die Familie von 1980 und vor der Veröffentlichung von *Familiaris consortio* 1981 durch Johannes Paul II. gaben die Österreichischen Bischöfe eine Erklärung ab, dass zwar keine generelle Zulassung von Geschiedenen, die wieder geheiratet haben, zu den Sakramenten möglich ist. Dass aber eine solche durch ein Gespräch mit einem erfahrenen Seelsorger eröffnet werden kann. In der überwiegenden Mehrzahl der Gemeinden wird das auch gemacht. Kardinal Schönborn hat zudem diesem Vorgehen faktisch seine Unterstützung gegeben. Dabei gehen die Pfarrer einen Schritt weiter als er. Sie halten es mit großer Mehrheit für möglich, dass – wie in der unierten griechisch-katholischen Kirche – in solchen Fällen auch eine zweite kirchliche Eheschließung möglich sein soll. Das Ringen um die Rehabilitierung von Geschiedenen, die wieder geheiratet haben, im alltäglichen Kirchenleben, ist eine Variation der umfassenden Frage, wer zum Empfang der Kommunion hinzutreten kann. Die Pfarrer wollen nicht nur die wiederverheirateten Geschiedenen zulassen, sondern auch Mitglieder anderer christlicher Kirchen sowie gläubige Ausgetretene. Der Wunsch nach einer Tischgemeinschaft mit den anderen christlichen Kirchen bewegt viele: Er macht die schmerzliche Trennung zwischen den Kirchen offenbar und fühlbar.

15

- Das andere Themenfeld ist die Eucharistiefähigkeit vieler gläubiger Gemeinden angesichts des gravierenden Mangels an Pfarrern. Die Pfarrer möchten, dass Laien Gemeinden leiten, dass es quasi eucharistische Gottesdienste am Sonntag gebe, und dass vor allem der Wert der Eucharistie über den Wert der ehelosen Lebensform gestellt werden müsse. Daher sei um der Eucharistiefeier in gläubigen Gemeinden die Zahl der Priester dadurch zu mehr, dass die Zulassungsbedingungen ausgeweitet werden: auf Personen, die sich im Leben der Gemeinde schon bewährt haben, von der Gemeinde ausgewählt, dem Bischof zu einer nicht unbedingt akademischen Ausbildung vorgeschlagen und dann in ein lokales „Ältestenteam“¹³ geweiht werden. Oder auch die Rückholung laisierter Priester, die Weihe von Verheirateten, die Ordination von Frauen. Dass es den Pfarrer nicht nur um die Eucharistiefähigkeit gläubiger Gemeinden geht, sondern auch um eine Vorbeugung des pastoralen Burnouts bei den Pfarrern mit immer mehr Gemeinden, ist eine aus Pfarrersicht verständliche Nebendimension des Aufrufs.

In der Pfarrerschaft findet der Aufruf breite Unterstützung. Nahezu drei Viertel der Pfarrer tragen ihn mit oder sympathisieren mit großen Teilen der Themen. Auch in der Bevölkerung gibt es breiten Support. Die Bischöfe in Österreich reagieren zwar irritiert aber dennoch besonnen; sie suchen das Gespräch. Aber man hat den Eindruck, dass sie die Reichweite dieses in seiner Form neuartigen Protests nicht richtig einschätzen, sondern neuerlich aufs Aussitzen setzen. Dabei müssten sie bange beobachten, dass sie in einigen wenigen Angelegenheiten offenbar die Gestaltungsmacht über die Kirchenpraxis in den Gemeinden verloren haben. Die Bischöfe scheinen derzeit die eigentlichen Verlierer zu sein, weil sie längst fällige und theologisch durchaus mögliche Kirchenreformen nicht vornehmen und dadurch das Vertrauen eines Großteils des Kirchenvolks verlieren. Es hilft ihnen auch

16

¹³ Lobinger, Fritz: Team of Elders, Manila 2009. - Zulehner, Paul M., - Lobinger, Fritz - Neuner, Peter: Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003.

nicht viel, wenn sie dabei die „weltkirchliche Karte“ ausspielen und sagen, sie könnten nichts tun, denn die Angelegenheit könne in der römisch-katholischen Weltkirche nur weltkirchlich, also eben nicht vor Ort, angegangen und gelöst werden. Die Bischöfe verraten auf diese Weise nämlich eine Hälfte Ihrer amtlichen Aufgabe. Sie leiten ja nicht nur eine Ortskirche, sondern sind – so das Zweite Vatikanische Konzil - gemeinsam mit dem Papst auch verantwortlich für den Gang der Weltkirche. Und vor diesem Teil ihrer Aufgabe drücken sich viele in falsch verstandener Loyalität zur römischen Zentrale.

Bruch zwischen Kirche und moderner Welt

Was die Mitglieder der Österreichischen Pfarrerinitiative umtreibt, ist lediglich eine Variation des tiefer liegenden leidvollen Themas des Verhältnisses von Kirche und moderner Welt. Die Pfarrer möchten nämlich im Grund nichts anderes erreichen, als dass auch moderne Zeitgenossinnen und Zeitgenossen – wenngleich eben immer nur bruchstückhaft – ihr Leben in Begegnung mit dem Evangelium führen können, und das ohne unnötige Lasten, die aus der Vergangenheit ererbt sind, aber nicht zwingend aus dem Evangelium folgen.

Es war der Konzilspapst Paul VI., der in seiner Enzyklika „Evangelii nuntiandi“ aus dem Jahre 1975 den Bruch zwischen dem Evangelium und der Kultur das Drama unserer Zeit nannte.¹⁴ Unter diesem Bruch leiden bis heute viele Kirchenmitglieder und Seelsorgerinnen und Seelsorger. Wenn der Schein nicht drückt, hat dieses Leiden in den letzten Jahren sogar zugenommen.

Das Verhältnis der katholischen Kirche ist seit Beginn der Moderne schwer belastet. Zugespitzt hat die Ablehnung der modernen Welt Pius IX. in seinem Syllabus von 1864 zum Ausdruck gebracht. Nie

¹⁴ “The split between the Gospel and culture is without a doubt the drama of our time, just as it was of other times. Therefore every effort must be made to ensure a full evangelization of culture, or more correctly of cultures. They have to be regenerated by an encounter with the Gospel. But this encounter will not take place if the Gospel is not proclaimed.” (EN 20)

und nimmer, so erklärte er, werde sich der Pontifex Romanus mit Demokratie, Pressefreiheit, Meinungsfreiheit und schon gar nicht mit Religionsfreiheit anfreunden. Jene in der Kirche, welche die Begegnung mit der modernen Welt in der Wissenschaft, in der Kultur, in der Politik suchten, wurden bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil verfolgt und – als Modernisten gebrandmarkt - ihrer Ämter enthoben.

Das Verhältnis zur modernen Welt spaltet bis heute die Kirche in ihrem Innersten. Eine massive Polarisierung ist zu beobachten. Lager bilden sich, die einander feindselig belagern. Ein aggressiver Ton beherrscht rechte katholische Internetseiten. Die Tendenz einflussreicher Kreise, die bis zur Weltkirchenspitze reichen, geht dahin, die moderne Welt als relativistisch, säkularisiert, moralisch verkommen anzusehen. Die Kirche müssen sich aus dieser Welt heraushalten und wenn sie sich entgegen Röm 12,2 anpassersich zu weit eingelassen hat, wieder „entweltlichen“ (Benedikt XVI.). Nun kann es ja geschehen sein, dass in dem einen oder anderen Belang die Kirche sich tatsächlich den dunklen Seiten der Zeit zu sehr angepasst hat: wobei es nicht leicht ist, in gerechter Weise diesen Vorwurf konkret zu belegen. Aber was Teilen der Kirche fehlt ist die Fairness, in einer gediegenen Theologie der modernen Welt auch deren gute Seiten zu sehen und zu schätzen. Vieles an Gutem ist in der modernen Welt gewachsen, bevor es auch in der Kirche zum Thema wurde: Die Achtung der Menschenrechte, die Würde und die Rolle der Frauen, die vielfältigen Formen der Partizipation, die Sorge um die Mitwelt und die Umwelt. Es sind auch viele in der modernen Welt, die sich (wie die Christen) um Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung abmühen, und das mit hohem Einsatz und durchaus mit Erfolgen. Wer das Millenniumsprogramm der UNO studiert, kommt nicht umhin, in diesem ein hohes Maß von Einsatz für die Armen der Welt zu beobachten. Auch das Projekt Europäische Union hat durch Regionalförderung vielen armen Regionen eine nachhaltige Entwicklung ermöglicht.

Papst Benedikt XVI. scheint dies – trotz seiner missverständlichen Aufforderung an die deutsche Kirche, sich zu „entweltlichen“ – durchaus zu sehen. Texte wie die folgenden belegen diese differenzierende Wertschätzung gerade der modernen Welt:

„So gibt es von Natur aus viele Themen, in denen sozusagen die Moralität der Modernität liegt. Die Modernität ist ja nicht nur aus Negativem aufgebaut. Wenn dies der Fall wäre, könnte sie nicht lange bestehen. Sie trägt große moralische Werte in sich, die gerade auch vom Christentum kommen, die durch das Christentum erst als Werte in das Bewusstsein der Menschen gerückt wurden.“¹⁵

„Das Christentum darf nicht zu einer Art archaischer Schicht werden, die ich irgendwie festhalte und gewissermaßen neben der Modernität lebe. Es ist selbst etwas Lebendiges, etwas Modernes, das meine gesamte Modernität durchformt und gestaltet – und sie insofern regelrecht umarmt...

Wichtig ist, dass wir versuchen, das Christentum so zu leben, dass es die gute, die rechte Moderne in sich aufnimmt – und zugleich sich dann von dem scheidet und unterscheidet, was eine Gegenreligion wird...

Oft fragt man sich wirklich, wie es kommt, das Christen, die persönlich gläubige Menschen sind, nicht die Kraft haben, ihren Glauben politisch stärker zur Wirkung zu bringen.“¹⁶

19

Kluft zwischen Männern und Frauen

Das Zweite Vatikanische Konzil beruft sich in seiner Begründung für die wahre Gleichheit an Würde und Berufung aller Getauften auf Gal 3,28. Diesem revolutionären Text gemäß sind in der Kirche Jesu alle menscheitsalten Diskriminierungen überwunden: die rassistische (zwischen Juden und

¹⁵ Benedikt XVI.: Licht der Welt. Der Papst, die Kirche und die Zeichen der Zeit. Ein Gespräch mit Peter Seewald, Freiburg 2010, 36.

¹⁶ AaO, 76.

Griechen), die ökonomistische (zwischen Sklaven und Reichen), die sexistische (zwischen Männern und Frauen).

Gal 3,28 ist freilich von einer Realisierung weit entfernt, und zwar insbesondere hinsichtlich der sexistischen Diskriminierung. Die katholische Kirche besteht weithin aus dienenden Frauen und leitenden Männern. Dieser Zustand wird durch das dominante Frauenbild von frommen Frauen und vielen Klerikern gestützt. Es ist ein traditionelles Frauen-Bild, das sie vorwiegend haben. Modern fühlende Frauen, die vor allem Familie und Beruf miteinander verbinden wollen und welche ein Geschlechterverhältnis auf gleicher partnerschaftlicher Augenhöhe fordern, sind in der katholischen Kirche kaum mehr präsent.¹⁷

In den letzten Jahren lassen sich freilich positive Entwicklungen beobachten. Frauen haben die Leitung von diözesanen Ämtern übernommen und nehmen so an der Leitung von Diözesen teil.

Aber in der Frage der Öffnung kirchlicher Weiheämter für Frauen gibt es keinen Fortschritt, sondern vielmehr ein offizielles, freilich kaum befolgtes Diskussionsverbot. An dieser Diskussion beteiligen sich jedoch nur jene, die nichts zu verlieren haben oder nichts werden wollen.¹⁸ Unabhängig vom Verlauf solcher Diskussionen fühlen aber selbst traditionelle Frauen, dass ihnen durch die Nichtzulassung und noch mehr durch die vorgebrachten Begründungen Gerechtigkeit vorenthalten wird. Dieses Argument hat übrigens schon im Mittelalter der Theologe Duns Scotus vorgetragen.

20

¹⁷ Zulehner, Paul M./Steinmair-Pösel, Petra: Typisch Frau, Linz 2011.

¹⁸ So beispielsweise Kraus, Georg: Frauenordination. Ein drängendes Desiderat in der katholischen Kirche, in: StdZt 136 (2011) 795-803.

Den einzelnen Frauen wie den Frauen insgesamt werde durch die Weiheverweigerung Unrecht getan – ein Unrecht, das lediglich durch den ausdrücklichen Willen Christi erträglich gemacht wird.¹⁹

Wie tief die Kluft zwischen Männern und Frauen in der katholischen Kirche ist, zeigt sich aber nicht nur an der Ordinationsfrage. Auch in jenen Bereichen, in denen Leitungsaufgaben in der Kirche keine Weihe voraussetzen, dominieren die Männer. Ob das die Leitung Katholischer Akademien ist, die Übernahme von Lehrstühlen an theologischen Fakultäten, die Arbeitsverteilung in Pfarrgemeinderäten – immer noch werden Männer bevorzugt und Frauen benachteiligt.

Zu den Zeichen der Zeit in der modernen Welt gehört nach Johannes XXIII. der Aufbruch der Frauen.²⁰ In dieser Hinsicht haben die katholische und noch mehr die orthodoxe Kirche einen weiten Weg vor sich. Sie können in dieser Frage von den meisten Kirchen der Reformation lernen.

¹⁹ Berlis, Angela: Die Bedeutung anthropologischer Argumente der Scholastik für die moderne Debatte um die Frauenordination, in: Women and Religion. Dignity of the Woman as Dignity of the Human Being. Relationship of Theology and Anthropology from a Central and Eastern European View, Cluj 2011, 33-48, hier: 42.

²⁰ In seiner Enzyklika „Pacem in terris“ aus dem Jahre 1963 drei „Zeichen der Zeit“ (Nr. 39-45) identifiziert: den wirtschaftlich-sozialen Aufstieg der Arbeiterklasse (40), die allgemein bekannte Tatsache, daß die Frau am öffentlichen Leben teilnimmt sowie (mit Blick auf die Befreiungsbewegungen in den kolonialisierten Völkern) die Auffassung, daß alle Menschen in der Würde ihrer Natur unter sich gleich sind (41). Wörtlich zur Emanzipation der Frauen: „41. An zweiter Stelle steht die allgemein bekannte Tatsache, daß die Frau am öffentlichen Leben teilnimmt, was vielleicht rascher geschieht bei den christlichen Völkern und langsamer, aber in aller Breite, bei den Völkern, welche als Erben anderer Überlieferungen auch andere Lebensformen und Sitten haben. Die Frau, die sich ihrer Menschenwürde heutzutage immer mehr bewusst wird, ist weit davon entfernt, sich als seelenlose Sache oder als bloßes Werkzeug einschätzen zu lassen; sie nimmt vielmehr sowohl im häuslichen Leben wie im Staat jene Rechte und Pflichten in Anspruch, die der Würde der menschlichen Person entsprechen.“ Dazu: Maier, Martin: Zeichen der Zeit, in: StdZt 218 (2000) 649f.

Kluft zwischen dem Heil der Getauften und dem Unheil der Übrigen

Ich will zuletzt von einer Kluft reden, die an Gewicht und Tragweite die bisher genannten alle übertrifft und deren Überwindung für den Gang der Kirche in die Zukunft von entscheidender Bedeutung sein wird. Es geht um die Frage, welche Bedeutung die Kirche Jesu Christi (in ihren vielfältigen kirchlichen Ausprägungen) für das Heil all jener hat, die ihr durch Glaube und Taufe nicht formell angehören: also die Buddhisten, Hindus, Moslems, spirituellen Pilger, die vielen Atheisierenden und die konsequenten Atheisten.

Zu all diesen haben wir, was deren Heilchancen betrifft, über Jahrhunderte eine Trennungslinie gezogen. „Außerhalb der Kirche kein Heil“, so da strenge abgrenzende Prinzip. Und so befürchteten wir mit Augustinus, dass aus der großen Zahl der Menschen am Ende der Zeiten nur eine kleine Schar der Erwählten gerettet sein werde, während die große Zahl zur „massa damnata“ gehören werde. Die Seelsorge hat das in eine Art Heilspanik versetzt. Der Bischof Josephus Dominicus Lamberg schrieb 1726 eine Epistola pastoralis, in der es ihm die größte Sorge war, dass im Notfall bei einer schweren Geburt die Hebammen im Notfall mit einer Taufspritze das Kind noch im Mutterschoß taufen sollten.²¹

Es gehört zur bleibenden Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils, so Karl Rahner²², dass wir fragen dürfen ob wir hoffen dürfen, dass am Ende Gott alle rettet. Der augustinische Heilspessimismus, der sich natürlich auf die schwerwiegende Geschichte von Gewalt, Gier und Lüge in der Menschheitsgeschichte²³ stützen kann, ist überwunden von einem Heilsoptimismus. Dieser macht es sich nicht leicht. Er kennt auch die dämonischen Gegenmächte gegen das Heilswirken Gottes in der Geschichte. Aber es traut Gott zu, dank der Menschwerdung, des Kreuzes und der

²¹ Nach: Zulehner, Paul M.: Fundamentalpastoral, Düsseldorf 1989.

²² Rahner, Karl: Die bleibende Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: Stimmen der Zeit, 197 (1979) 795-806.

²³ Girard, René: I see Satan fall like lightning, New York 2011. - Renz, Monika: Erlösung aus Prägung, Paderborn 2008.

Auferstehung Jesu, des Christus, dass er am Ende mit allen zu einem guten Ende kommt. Wie soll denn auch, so fragen griechische Kirchenväter wie Gregor von Nyssa²⁴, der Sieg Gottes vollendet sein, wenn es noch Hölle, Tod und Teufel gibt? Er hofft vielmehr, dass das Gold der Schöpfung, das durch Tod und Sünde verunreinigt ist, geläutert und gereinigt werde, durch die Trennung vom Leib im Tod, durch das reinigende Feuer der Liebe Gottes, vielleicht letztlich nach Äonen durch den Feuersee, von dem die Offenbarung spricht.

Wer solches Gott zutraut, muss nach der Rolle seiner Kirche dabei fragen. Jetzt wird sie zum Licht und Salz. Sie enthüllt, was Gottes Geist verhüllt in den vielen Menschen, die nicht zur Kirche berufen sind, an Heil wirkt. Sie deckt auf, dass im Heil ist, wer wahrhaft liebt (Mt 25).²⁵ Und wer ins Heil hinein gelangt, wird ein Moment an jenem vollendeten Kosmos, dessen Haupt Christus seit seiner Auferstehung ist und des sich auf diese Weise zum „kosmischen Christus“ weitet. Licht ist die Kirche, wenn sie in dem, was sie lebt, wovon sie erzählt und was sie feiert, enthüllt. Salz ist sie, wenn sie die Menschen von all jenen dämonischen Mächten befreit, die dem gottgewirkten Heil entgegenwirken. Und wenn Heil in der Liebe besteht und die Liebe wiederum am meisten durch die Angst behindert wird, ist es die Kernaufgabe der Kirche, den Menschen von der tiefsitzenden Angst zumal vor dem Tod und von der Angst in einem zu kurzen Leben zu kurz zu kommen, zu heilen. Das ist eines der großen Anliegen von Eugen Biser, dass die Kirche sich von der von der Aufklärung zugeordneten Rolle als gesellschaftliche Moraleinrichtung befreit und wieder zu ihrer alten therapeutischen Rolle findet. Die Kirche soll in der Nachfolge des Heilands Heil-Land werden.²⁶

23

²⁴ Gregor von Nyssa: Große Katechese, BKV München 1927, Bd 56., 63.

²⁵ Hans Urs von Balthasar spricht von den „wahrhaft Liebenden, denen auf eine uns verhüllte Weise der Geist der Wahrheit geschenkt worden ist“: Urs von Balthasar, Hans: Spiritus Creator, Einsiedeln 1967, 159.

²⁶ Beranek, Markus: Gemeinde als Heil-Land. Erfahrungen heilsamer Gemeindepraxis im Rahmen der Studie "Gemeinde als Heil-Land" und theologisch-spirituelle Perspektiven, Wien 2002.

Zusammenfassung

Eine Kirche ohne innere und äußere Spaltungen wäre ein utopischer Zustand. Wäre sie der Normalfall, hätte Jesus nicht so sehr um die Einheit, also die Überwindung von Trennungen und Spaltungen gebetet. Aber eines bleibt unser Auftrag: Wo immer wir können, gilt es Brücken zu bauen über die Klüfte, Brüche und Gräben.

24